

Zeitschrift: Marchring
Herausgeber: Marchring, Kulturhistorische Gesellschaft der March
Band: 2 (1963)
Heft: 2

Artikel: Das Geschlecht der Pfister
Autor: Pfister, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Geschlecht der Pfister

Aus der Jugendzeit ist mir noch in lebhafter Erinnerung, mit welcher Freude ich zuhörte, wenn Vater und Mutter zu erzählen wussten von Erlebnissen aus ihrer Jugend, oder aus dem Leben ihrer Eltern und Grosseltern, oder auch von wichtigen Begebenheiten aus früheren Zeiten, die sich sowohl in den eigenen Familien, wie auch in der Verwandtschaft abgespielt haben. In der Regel reicht die Tradition in einer Familie nur bis zu Grossvaters und etwa Urgrossvaters Zeiten zurück; was weiter rückwärts liegt, geht grösstenteils ins Ungewisse und Verschwommene über und fällt dann sehr schnell der Vergessenheit anheim.

Es braucht nicht eitler Ahnen- oder Rassenkult zu sein, wenn wir uns mit längst toten Vorfahren beschäftigen. Gerade der Blick nach rückwärts in die Vergangenheit unseres Geschlechtes lässt uns unser eigenes Sein und unsere Eigenart viel besser verstehen. Von unsern Ahnen haben wir alle ein Erbe von guten und weniger guten Eigenschaften mit auf den Lebensweg bekommen, die sich bewusst und unbewusst auswirken. Herkunft und Familienzugehörigkeit bestimmen weitgehend unser Sein, unser Gepräge, aber auch unsern äussern Lebensgang. Dabei müssen es nicht immer die Lehren der «Grössten» sein. Schon das unbedeutende Leben eines Verwandten kann uns weiterhelfen im Suchen um den Sinn des Lebens. Und waren es sogar Menschen, die sich zum Lebensziel dauerndes Dienen und Helfen am Nächsten setzten, so mögen sie uns Leitsterne von besonderer Kraft sein.

Aus diesen Erkenntnissen heraus haben sich immer und immer wieder Menschen hingesezt und haben eine Familienchronik angefangen und viele Geschlechter haben die kleine Mühe auf sich genommen und sie weiter geführt.

Aus dieser Erkenntnis heraus und aus grosser Liebe zur Sache ist auch die Arbeit über das Geschlecht *Pfister* entstanden, sie ist nicht vollendet, noch liegt vieles unverarbeitet in den Mappen, vieles unerforscht noch in den Archiven, da und dort sind noch Nachforschungen anzustellen über lebende und verstorbene Angehörige des Pfistergeschlechtes, aber das bis jetzt gesammelte Material ermöglicht uns doch, die lange Reihe der Ahnen unseres Geschlechtes kennen zu lernen. Es sind so viele und männiglich Bedeutende, die es wert waren, dass man sie aus der Vergessenheit ausgrub und sie in der Erinnerung ihrer Nachkommen neu aufleben lässt. Die Pfister waren ein Bauerngeschlecht. Jahrhunderte lang sassen und sitzen sie auf ihren Höfen, im Kipf, im Krähnest, in der Laui, im Rüschenzopf, auf der Egg, im Weingarten. Erd- und schollenverwachsen folgte sich Generation auf Generation. Sie haben in der grossen Welt wenig Aufhebens gemacht; der Vater gab dem Sohne Haus und Hof und gab ihm, was mehr wert ist, Väterglauben und Vatersitten mit und der Sohn vererbte dies wieder weiter. Wohl gehen aus ihren Reihen auch Männer hervor, die (wohl) äusserlich eine höhere Kulturstufe ersteigen, in sich aber das Bauerntum nicht überwinden. Es sind hohe kirchliche Würdenträger, einfache Priester, bedeutende Aerzte, Juristen, Politiker. Sie haben aber die in uralter Tradition verankerte Gesinnung des Bauerntums beibehalten, auch wenn sie von der Scholle losgelöst wurden.

Der Familienname

Erst das Wissen um Bedeutung und Ursprung eines Namens erhöht den klanglichen und geistigen Gehalt desselben. Der unvoreingenommene Bürger füllt ihn eben nur mit dem gefühl- und erfahrungsmässigen oder symbolischen Wert aus. Gewiss kommt im Leben alles auf den Menschen und sein Tun an, nichts aber auf den mehr oder weniger schön klingenden Namen. Zwar berührt es uns komisch, wenn der Herr Fröhlich immer eine saure Miene schneidet oder die Frau Koch gar nicht kochen kann; besteht aber gar eine Harmonie zwischen Name und Beruf des Trägers, d. h. wenn der Herr Schuster wirklich feine Schuhe herstellt und der Pfister wirklich feines Brot macht, so ist das besonders erfreulich. Träger Soldatenwitz hat im Weltkrieg den sinnvollen Spruch geprägt:

«Was Wille will und Sprecher spricht,
Dem füge Dich und murre nicht.»

Mit dem Namen *Pfister* ist eine uralte Tradition verknüpft. Die Tatsache, dass der Namengebung vielfach ein Handwerk zu Grunde lag, ist ein deutliches Beispiel dafür, welchen Einfluss die Berufsarten des Mittelalters, denn zu dieser Zeit soll ja die Kategorie dieser Namen entstanden sein, auf die Namengebung hatte. Wort und Sache werden zu zwei unzertrennlichen Gefährten. Das lateinische «Pistor» Bäcker ist das Substantif zu *pinsere* in der Bedeutung zerstoßen im Gegensatz zu *molere* zerreiben. *Pinsere* und *molere* sind die beiden urtümlichen Techniken zur Verwandlung der Kornfrüchte in Mehl. Der ursprüngliche Sinn von *Pistor*, früher *Pinsitor*, war demnach noch nicht Bäcker, sondern bezeichnete erst den Mann, der das Korn zerstösselte. Die Geräte dazu waren sehr primitiv; aus einem Stück Baumstamm wird mit Glut, Zündschwamm, heissen Steinen eine Höhlung hergestellt, dann mit Messern ausgekratzt und weiterhin geglättet. Mittels einer Keule, die oben oder in der Mitte verdünnt ist, wird das Korn zerstampft und zerrieben. Der *Pistor* war denn auch schon bei den alten Völkern ein unentbehrlicher und fleissiger Handwerker. Aus den Ruinen von Theben sind uns noch Bruchstücke eines Wandgemäldes erhalten, das Gerät und Tätigkeit der ältesten Mehlgewinnung darstellt.

Erst bei den Römern bedeutete *Pistor* auch den Bäcker. Während früher jede Familie selbst ihren Bedarf an Brot buck, wie man dies heute in manchen Berggegenden antrifft, entweder im eigenen Ofen oder in einem der ganzen Ortschaft zu dienenden Backhaus, so gab es einen Berufsbäcker erst auf den Herrenhöfen und in den Klöstern, wo grosse Mengen von Brot herzustellen waren. Hier sind also die ersten Anfänge des eigentlichen *Pfister*-Handwerkes zu suchen. Um 720 wächst aus der Einsiedelei des hl. Gallus die Benediktinerabtei St. Gallen mit ihrer mittelalterlichen, blühenden Kultur. Sie hat uns an geistigen Gütern die phantastisch schön verzierten Handschriften hinterlassen. Das Kloster wird aber auch zur begehrten Stätte des freien Handels und Handwerkes. Von hier aus verbreitet sich das Handwerk auch in die umliegenden Städte und Dörfer. Anfangs übt jeder frei und ungebunden sein Handwerk aus, während welcher Zeit sich die *Pfister* auch verselbständigen und sich zusehends zu einer unentbehrlichen Kategorie von Leuten herauskristallisierten.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts schlossen sich die freien Handwerker zu Zünften zusammen, was die saubere Trennung der verschiedenen Gewerbe, dazu von der Obrigkeit unterstützt, förderte. Die Zünftler verkörperten nun den neuen dritten

Stand neben Adel und Geistlichkeit. Die Pfister waren der Müllerzunft zugeteilt, erst später bildeten sie eine eigene Zunft. Viele urkundliche Belege erhärten die grosse Bedeutung der Pfister im Rahmen der andern Handwerke. Die grösste Blütezeit erlebte das Pfisterhandwerk im alten Zürich, als unter den Brotlauben die Laubenpfister ihre frischgebackenen Brotlaibe feilhielten und die Hellpfister ihre hellen, weissen Knuspersemmeln ausstellten.

Dabei ging es nicht immer reell zu, denn die «Pfistersatzung» kannte schon ein gewisses Verbot gegen unlautere Reklame. Kein Pfister durfte auf der Strasse durch Rufen oder Winken zum Kaufe auffordern und sie hatten ein scharfes Auge aufeinander, dass auch kein sog. «Fokenzer» (von Panis focarius = auf dem Herd gebackenes Brot) hinter dem Ladentisch stand; denn das war die andere Sorte Pfister, denen die Kunden, z. B. die Bauern, das Korn «ynschütteten», um sich daraus dunkleres «Husbrot und kleine Fogessli» backen zu lassen, welche sie nicht unter den Lauben verkaufen durften. Dennoch gab es viel Streit unter den Pfistern und Müllern und der Rat hat viele Pfund Bussen eingesackt. Der Volksmund sagte nicht vergebens von den herunterwirbelnden Schneeflocken «Pfister und Müller stryten miteinander» und für Müllers Henne, Pfisters Schwein und der Wirtsfrau Knecht soll man nit sorgen; beide stehlen nicht, man bringts ihnen und das Liebste an der Mühle sei ihnen, dass die Mehlsäck nit reden kunnten.

Neben den täglichen Streitereien gibt es viel lustige, polternde Zechereien in der alkoholschwangeren Luft der Zunftstube zum Weggen, wo manch einer d'Ermel uffen gschürtzt het eie-n-nen Pfister, um den schweren Humpen unter den gedrüllten Schnauz zu stützen.

Jeremias Gotthelf beweist mit sarkastischem Witz, wie im 19. Jhdt. Pfister nur noch Brotbeck bedeutete: «Die Herrschaft lässt sich Süssigkeiten kommen, was vom Pfister kunnt, chonnent dann die Dienschten frässen.» Oder zynisch gegen gewisse Parteilichkeiten, sagt er ein andermal: «Settig Herren nämen ires Brot numen bi dänen Pfistern, wo im Stadtrat sin oder susch guet schwarz.»

Auch im Lande Schwyz gab es Bestimmungen und Entscheide, die Pfister betreffend; so lesen wir in der Chronik von Dettling:

u. d. 11. Jan. 1695: Im Januar dieses Jahres kann der Pfisternauen von Brunnen 3 Wochen lang nicht nach Luzern fahren, weil von Luzern fast bis Flüelen der See ganz überfrozen ist.

u. d. 25. Jan. 1757: Auf die Beschwerde des Rates der March, dass die dortigen Pfister wegen der Seegfrörne und den daherigen höheren Speditionskosten den Brotpreis erhöhen wollen, wird vom gesessenen Landrate in Schwyz erkannt, es solle bei der obrigkeitlich festgesetzten bisherigen Brottaxe sein Bewenden haben.

u. d. 12. Dez. 1781: In Schwyz wird der Brotpreis auf 2½ Schilling festgesetzt, die Pfister sollen aber gutes Brot machen.

u. d. 14. Aug. 1790: Den Müllern und Pfistern soll angezeigt werden, dass sie inskünftig schillingwertige und nicht mehr halbbatzige Brötchen backen sollen.

In Luzern gibt es heute noch ein Zunfthaus «Zu den Pfistern». Besonders als Berufsname taucht Pfister und Pfisterei zu allen Zeiten auf. Dass die Pfister einzeln verstreut an bestimmten Orten wohnten, scheinen uns die Flurnamen zu bestätigen; wie Pfistermättli, Pfisterweid, Pfisterhöfli, Pfisteracker, Pfisterhölzli. — Heute kennen wir Pfister nur noch als Familienname.

Das Wappen der Pfister



In der Innerschweiz hat fast jede Familie seit Alters her ihr Wappen, resp. ihr Hauszeichen. Vor Zeiten war es das alleinige Recht der Ritter und Edlen, ein bestimmtes Zeichen in ihrem Schilde zu führen; erst später durfte auch der Bürger, der ein Freier war, sein eigenes Wappen tragen. So versahen die Bauern ihr Haus, ihre Geräte, ihre Grenzmarken, auch ihr Kirchenstuhl mit einem bestimmten Zeichen, der sogenannten Hausmarke. Wenn die Hauszeichen auch einen andern Ursprung haben, als die Wappen der Ritter, so haben sie doch eine ähnliche Bedeutung und in späterer Zeit setzte man auch sie unbedenklich in einen Schild, so dass sie gleichbedeutend wurden mit den Wappen.

Die Heraldik war somit in ein neues Stadium getreten. Wir haben zu unterscheiden zwischen adeligen und bürgerlichen Wappen. Zu einem ritterlichen oder adeligen Wappen gehört der Schild mit den Schildfiguren, der Helm mit dem Helmkleinod und der Helmdecke. Die bürgerlichen Wappen bestehen aus dem Schild mit dem Abzeichen des Geschlechtes, der Familie oder der Person.

Das Wappen der Pfister ist ein bürgerliches Wappen. Es ist nicht bekannt, dass ein Pfister mit Schild, Helm und Helmdecke in eine Schlacht gezogen ist oder in fremden Diensten sich verdienstlich ausgezeichnet hätte. Das Wappen der Pfister ist ein sprechendes oder redendes Wappen, dessen Sinn leicht zu ergründen ist. Die drei Brotweggen sind eine Anspielung auf das Bäckergerwerbe, das die Pfister ausübten. Die Deutung des Wappens hinsichtlich der gewählten Farben erschliesst uns die Heraldik oder Wappenkunde.

Die Farbe der Weggen ist gelb. Gelb ist gleichbedeutend mit Gold, das als erstes und vortrefflichstes Metall gilt, seiner natürlichen Eigenschaften wegen; im Wappen deutet dies auf Vorzüge hin in Verstand, Ansehen, Tugend und Hoheit.

Die Farbe des Wappenschildes mit himmelblau deutet hin auf Treue, Beständigkeit, herzliche Andacht gegen Gott.

Das Wappen der Pfister finden wir in verschiedenen Varianten vor, die aber nur hinsichtlich der Form der Brotweggen geringe Abweichungen zeigen.

Das Wappen der Pfister im Artherviertel stellt drei längliche, geteilte Brötchen dar, es ist wohl das gebräuchlichste in der March.

Das älteste mir bekannte Wappen der Pfister in der March dürfte das Siegel des Majors und Landammanns Caspar Rudolf Pfister sein, das uns in einer Urkunde vom Jahre 1732 erhalten ist. Die Brotweggen haben rundliche Form. Die Erklärung dafür ist wohl darin zu suchen, dass in den innern Kantonen die Weggen «Mutschli» genannt wurden.

Das Wappen des Fürstabten Bonifaz Pfister (1738—1769) finden wir als Wapenstein an der Kirche Valens 1756, an der Mühle Ragaz 1763 und über dem Portal des Pfarrhauses in Mels ohne Datum. Die prächtigen Stukkaturen am Chorbogen der Pfarrkirche in Ragaz mit dem Wappen des Klosters Pfäfers und des Abtes Bonifaz d. III. Pfister.

In Vasön (Ortsgemeinde Valens) trägt eine alte Glocke das Wappen des Abtes Bonifaz mit der Inschrift: Et verbum caro factum est. Umgegossen 1756 von Anton Keiser in Zug. An einem silbervergoldeten Kelch in der Pfarrkirche in Mels (Geschenk aus Pfäfers) finden sich am Knauf die Wappen Pfäfers, des Abtes Bonifatius

Pfister und seiner Mutter Maria Ursula Huber. In der Pfarrkirche Pfäfers ein Goldbrokatmessgewand mit silbernem Wappenschild.

Ein solches befindet sich auch in der Pfarrkirche zu Tuggen, in der Kapelle im Ried in Lachen und im Stift Einsiedeln.

Das von Abt Plazidus Pfister, dem letzten Abt von Pfäfers, geführte Allianzwapfen ist uns in einem Siegel erhalten geblieben.

Vorhanden ist das Wappen ferner über der Türe des neuen Hauses im Weingarten mit der Jahrzahl 1842, dem Baujahr.

Am Chorfenster der Pfarrkirche in Tuggen mit der Aufschrift:

Ex dono R.D. Severini Pfister

Can. Cur. olim Dec. Com Epis par Vitoduri Epis.

Auffallend an diesem Wappen ist der aus dem Schildesfuss wachsende Dreiberg, der offenbar als Fusspunkt der drei Weggen gedacht war.

Ferner eingereiht in die Geschlechter-Wappen der Kirchenfenster der Pfarrkirche zu Tuggen.

Das Verkündigungsfenster der Bergkapelle in Galgenen mit den Allianzwappen Pfister / Seeholzer, ausgeführt von Glasmaler und Heraldiker Meinrad Liebich, Einsiedeln.

Und auf einer Allianz-Wappenscheibe von Kantonsrat Jean Pfister und seiner Gemahlin Maria Seeholzer, ebenfalls aus der Werkstatt von Meinrad Liebich in Einsiedeln.

Im Vorwort zum Zuger Wappenbuch hat Bundesrat Philipp Etter Sinn und Bedeutung des Wappens sehr schön mit folgenden Worten umschrieben: Es kündet unsere Verbundenheit mit jenen, die vor uns das gleiche Wappen trugen und nach uns das gleiche Wappen tragen werden. Die Geschlechter steigen auf und sterben, die Familie bleibt. Das Wappen ist Ausdruck der Einheit und Freiheit, Kraft und Grösse der Familie. Den Wappenschild unserer Ahnen in Ehren unseren Söhnen und Enkel weiterzugeben ist Verpflichtung und Verantwortung des lebenden Geschlechtes gegenüber der Familie, der wir verbunden sind wie Ringe in der Kette.

Nachtrag:

Als eine prächtige Wiedergabe des von Fürstabt Bonifaz III., von Fürstabt Plazidus I. und des Landammanns Rudolf Caspar Pfister geführten Wappens ist die Wappenscheibe des Glasmalers und Heraldikers H. Dold in Zürich zu nennen. Erstellungsjahr 1948.

Das Wappen der Pfister im Altviertel weicht von dem des Artherviertels in der Anlage, Zahl und Form der Brötchen ab. Dieselben liegen horizontal im Schild, das obere als Weggen, das untere als Bretzeli. (Zwei ineinander verschlungene Ringe.)

Dieses Wappen soll nach Dominik Stieger auch in der March anzutreffen sein, ist mir persönlich aber noch nie begegnet.

Stammvater der in Tuggen ansässigen Pfister und nutzungsberechtigt der Genossame Tuggen ist Schlossvogt *Mathias Pfister* von Arth. Geboren 1595 in Schwyz am 15. Februar. Seine Eltern waren Melchior Pfister und Anna Kapfer.

Wenn wir die *Ahnentafel* des weitverzweigten Pfister-Geschlechtes durchgehen, dürfen wir erfreulicherweise feststellen, dass vom Stammvater *Mathias* ein wackeres Geschlecht sich fortpflanzt und bis in die Jetztzeit sich erhalten hat. Durch Strebsamkeit und Tüchtigkeit sind viele zu hohen Ehren und grossem Ansehen gelangt. Aus dem Geschlechte der Pfister in Tuggen gingen hervor: 8 Priester, davon 2 Fürstäbte, Domherren, bischöfliche Kommissare, Professoren, Pfarrer, Kapläne und ein Laienbruder, 15 Ordensschwwestern, 5 Aerzte, 2 Zahnärzte, 2 Juristen und mehrere Pädagogen. - Das Leben der beiden Fürstäbte sei hier kurz wiedergegeben.

Fürstabt Bonifaz III. Pfister

geb. 14. Oktober 1700

Seine Eltern waren Säckelmeister Johann Caspar Pfister und Mar. Urs. Huber. Abt wurde er mit 38 Jahren (1738). Vorher war er Professor der Philosophie und Theologie. Von Kaiser Karl V. erhielt er die Bestätigung der Regalien und von den Schirmorten 1739 den Schirmbrief. 1744 besuchte der Abt seine Heimat Tuggen, wo er sehr feierlich empfangen wurde. Abt Bonifaz war ein grosser Baumeister. Er erbaute in Ragaz den Torkel, das Fruchtgebäude, die Kirche von Valens, den Pfarrhof in Mels, die Kapelle in Quinten und führte verschiedene bauliche Veränderungen am Kloster selbst durch. Während seiner Regierung wurde Ragaz 1750 und wiederum 1763 von der Tamina überschwemmt, 1754 verbrannte Valens samt Kirche und Pfarrhaus und endlich war auch Ragaz ein Raub der Flammen mit allen Gebäuden des Klosters. Durch diese Vorgänge wurde das Kloster sehr zurückgebracht und unvernünftig, denselben aufzuhelfen, resignierte Fürstabt Bonifaz, altersschwach. Sein Neffe, der spätere Abt Plazidus, schrieb ihm ins Sterbebuch: *Per ignem et aquam eductus est in refrigerium* — durch Feuer und Wasser gelangte er zur Ruhe, 1769. Sein Grab in der Aebtegruft ist bis heute uneröffnet geblieben.

Fürstabt Plazidus I. Pfister

geb. 16. Februar 1772

1795—99 Pfarrer in Pfäfers, wurde 1799—1806 Pfarrer in Galgenen, 1806 Dekan des Klosters. Am 4. Juni 1819 erfolgte seine Wahl zum Abte unter dem Vorsitze des Nuntius. Er wurde schon im ersten Wahlgang erkoren, wie Witta berichtet, hauptsächlich wegen seines einnehmenden Charakters, seiner Kenntnis in der Theologie und Belesenheit. Während seiner Regierungszeit verschlimmerte sich die finanzielle Lage des Klosters zusehends, besonders verursacht durch seine Baulust. Er baute die Pfarrhöfe in Walenstadt und Ragaz, erneuerte solche in Vättis und Valens, verwendete grosse Summen an die Oekonomiegebäude in Ragaz und Pfäfers, war der eigentliche Restaurator der Bäder im Aeussern und Innern. Unglücklicherweise hatte der Abt auch mehrere Prozesse über die Rechtsamen des

Klosters zu anderen Gemeinden, die zu seinen Ungunsten ausfielen und ebenfalls viel Geld kosteten. Er war genötigt, immer wieder Geld aufzunehmen, um die dringenden Bauten des Klosters und die Bedürfnisse desselben bestreiten zu können, musste viele Besitzungen verkaufen, so das Amtshaus in Rapperswil, den teilweisen Hof in Busskirch, den Hof St. Dionys bei Wurmsbach, den grossen Umfang, Meienberg genannt, in der Nähe von Rapperswil und viele Grundstücke in Sargans, in der Herrschaft Maienfeld usw. Der ökonomische Rückgang wurde dem Abt nicht nur sehr oft und bitter vorgehalten, sondern wirkte auch sehr nachteilig auf Klosterverordnung und klösterliches Leben und erzeugte vielfältige Unverträglichkeit und Widersprüche unter den Conventualen, bis schliesslich die Aufhebung des Klosters nicht mehr zu umgehen war.

Am 30. Dezember 1837 berief der Abt auf den 9. Januar ein Generalkapitel, um über Sein oder Nichtsein zu verhandeln. Der Kapitelsbeschluss wurde dem katholischen Administrationsrat vorgelegt, der dem Grossratskollegium einen Entwurf über die Aufhebung des Klosters unterbreitete.

Am 10. Februar 1838 beschloss die Behörde die Aufhebung. Abt Plazidus erhielt vom Staate eine Pension nebst einer Aussteuer. Die Abzeichen seiner Würde, Kette mit Kreuz und Ring, musste er sich vom Staate käuflich erwerben. Er hielt sich nach der Aufhebung noch im Hofe Ragaz auf, musste aber dort auf Drängen der Regierung fort. Er kam dann in den Hof Oberkirch bei Kaltbrunn. Die letzten Jahre seines bewegten Lebens verbrachte er im Frauenkloster Maria Hilf in Altstätten. Er trug sein zum grossen Teil selbstverschuldetes Geschick mit grosser Geduld. Im Alter von 75 Jahren starb er daselbst am 21. September 1846 und wurde auf dem Klosterfriedhof im Beisein seiner ehemaligen Mitbrüder bestattet.

Wenn ich durch meine Ausführungen das vermehrte Interesse an der Familie und Geschlechterforschung geweckt habe, so ist der Zweck meiner Arbeit nicht ganz unerfüllt geblieben. Jeder von uns ist stolz auf sein Familienwappen, wenn dasselbe auch nur ein stummer Zeuge aus ferner Zeit ist. Bedeutet es doch eine Verbundenheit mit denen, die vor uns waren und jenen, die nach uns das gleiche Wappen tragen.

Arnold Pfister, Zahnarzt, Lachen.

Sagen und Erzählungen aus der alten March

Der Geist vom Buechberg

Schon zu uralten Zeiten hatten italienische Arbeiter ihr täglich Brot in den Steinbrüchen an der Nordflanke des Buechberg verdient. Beim Heimgang vernehmen sie in dunkler Nacht eine unheimliche Stimme: «Vom Sandbüchel bis an See — oh weh!» Des andern Tages fragen sie ihre einheimischen Kameraden, was denn dies zu bedeuten habe. Es waren Wangner und Tuggner Genossen, die da sofort Bescheid wussten. Sie erzählten von einem Geistergang, der immer wieder auf dem Buechberg vorkomme. Bevor man die kunstvollen Marchsteine endgültig setzte — es muss vor 1650 gewesen sein —, wollte das Gericht die Grenzen der Genossamen genau kennen. Da tat einer zu Gunsten der Schmerikoner einen falschen Eid. Er erschien mit einem Hut, auf den er einen Löffel gesteckt hatte, vor Gericht. Dort erklärte er und schwor: «So wahr der Schöpfer (Schöpflöffel) ob mir ist, so ist das Land den Schmerikonern.» Die Richter merkten aber nicht, dass er auf den